



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus den Reiseberichten unserer Ehrwürdigen Mutter General-Oberin

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79004](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79004)

Aus den Reiseberichten unserer Ehrwürdigen Mutter General-Oberin.

Die glückliche Ankunft unserer Ehrwürdigen Mutter in Mariannahill meldeten wir in der letzten Nummer unseres Blattes. Es war Aschermittwoch — ein Tag, der sich wenig eignet, um der Freude, die ein solches Wiedersehen von Mutter und Kindern nach zwölfjähriger Trennung bietet, freie Bahn zu lassen. Dafür entschädigten sich die Schwestern in den darauffolgenden Tagen in kindlicher Weise.

Bald aber drängte sich die Arbeit heran, und die Behandlung wichtiger Angelegenheiten im Zentralhaus ließ nicht viel Zeit zur nötigen Erholung von der beschwerlichen Reise. Die Kunde, daß Ehrwürdige Mutter gelandet sei, drang hinaus in die weit entlegensten Stationen und bald verlangte man überall die „Mutter“ zu sehen.

Dank den Mitteilungen, welche uns Ehrwürdige Mutter teils selbst, teils durch ihre Begleiterin zukommen läßt, können unsere „Caritasblüten“ von manchen Erlebnissen der beiden Reisenden plaudern und unsere verehrten Leser in das Innere Afrikas führen:

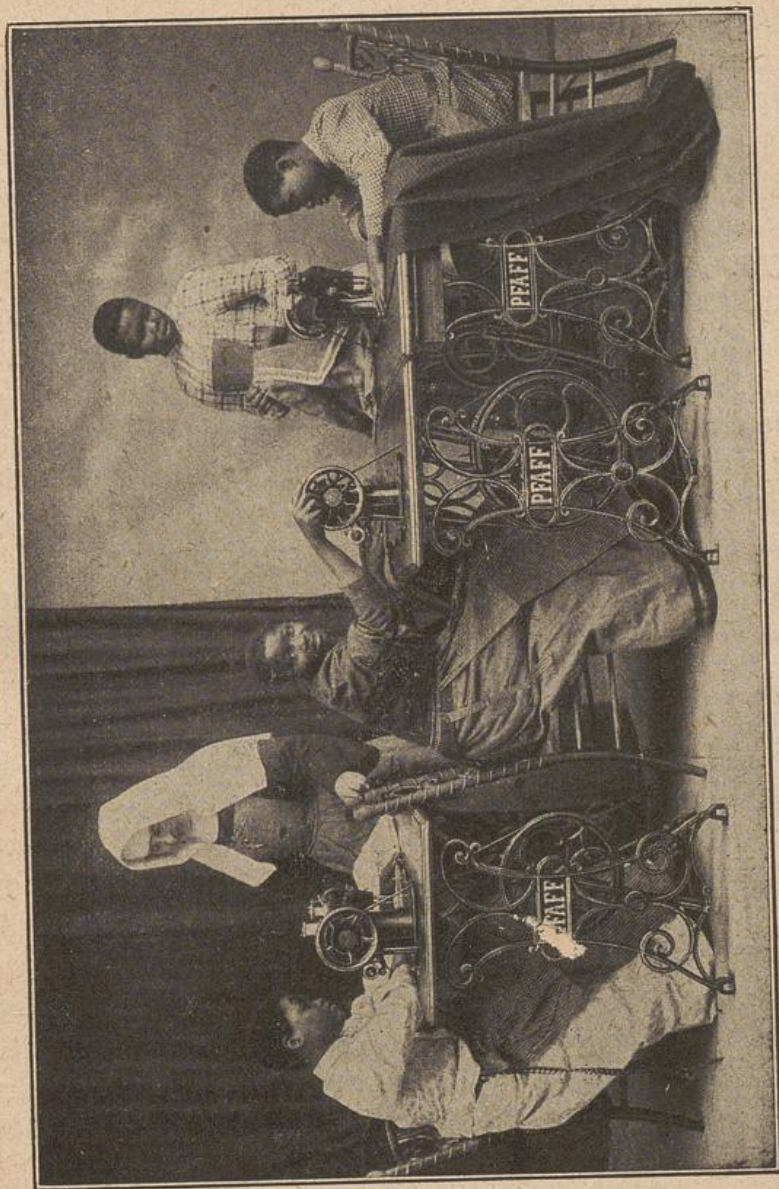
Missionsstation Kevelaer, 18. 5. 22.“

„Am 25. April, dem sogenannten Markustag, begannen wir unsere Rundreise. Im naheliegenden Pinetown erreichten wir abends 8 Uhr den Schnellzug der Linie Durban — Johannesburg. Da es Nacht war, konnten wir die afrikanische Landschaft nicht im Licht der Tropensonne betrachten, dafür aber lockte der prachtvolle Sternenhimmel mit seinem dort bekannten Südkreuz unsere Blicke an sich und erfüllte das Herz mit Bewunderung, Dank und Freude über Gottes staunenswerte Allmacht und Güte. An Schlaf war ja auch nicht zu denken, denn bei allem Fortschritt, den die Kultur im Innern Afrikas schon gemacht hat, verrät das Rütteln der Eisenbahnwagen deutlich, daß diese eben auf afrikanischem Boden rollen, welcher der Wildnis entwuchert werden muß.

Gegen Mitternacht kündete uns ein außergewöhnliches Lärmen und Plaudern das Nahen einer bedeutenden Halle an; es war Pieter-Maritzburg.

Um 6 Uhr morgens lief schon unser Zug in Ladysmith ein, einem sonst kleinen, unbedeutenden, im Burenkrieg aber berühmten

gewordenen Städtchen. Gegen 9 Uhr trafen wir in Besters ein, wo der Wagen der Missionsstation St. Joseph schon auf uns wartete. Eine große, weite Ebene dehnte sich vor unsern Blicken aus: Ansehnliche Viehherden auf schönen Weideplätzen,



Schwarze Mädchen in der Nählschule.

dazwischen hie und da ein Bauernhaus, zuweilen Flächen mit langem Deckgras, dann wieder sanfte Hügel, die mit großen und kleinen Steinen wie besät sind. Der Boden ist wohl fruchtbar, aber nicht geeignet für Holzwuchs. Die Station kann kaum so viel Bäume ziehen, daß sie das notwendigste Brennholz haben

könnte. Die Eingeborenen sammeln Kuhdünger, legen denselben wie Torf zusammen, um damit ihre spärliche Nahrung zu kochen; auch brauchen sie zu diesem Zwecke langes, trockenes Gras. Der guten Weideplätze halber gibt es viel Vieh: Pferde, Kühe, Schafe usw., jedoch fehlt es auch nicht an Seuchen verschiedener Art, welche fast jährlich wiederkehren und denen manches Tier zum Opfer fällt.

Gegenwärtig ist die Lage der Farmer eine sehr gedrückte, da sie die Waren teuer bezahlen müssen und für ihre eigenen Produkte, besonders fürs Vieh, unbedeutenden Erlös haben. Wir besuchten hier eine holländische Familie, welche seit dem Burenkrieg dort wohnt; sie klagte sehr über schlechte Zeiten und würde gerne ihre Farm verkaufen, weil sie bei den jetzigen Verhältnissen nicht davon leben könnte. So machen sich die Folgen des Weltkrieges auch im Süden Afrikas fühlbar.

Gegen 10 Uhr kamen wir auf der Station an. Die hochwürdigen Väter, der einzige Bruder, die Schwestern und etwa 130 Schulkinder begrüßten uns in der Nähe der Kirche. Ein zwölfjähriger Junge trug sogar eine kleine Begrüßung in englischer Sprache vor, und ein kleines Mädchen überreichte mir einen Blumenstrauß. Dann sangen die Kinder in verschiedenen Abteilungen einige heitere Liedchen. Zum Abschiede ließen sie es sich nicht nehmen, ihre wenigen Sparpfennige zusammenzulegen, „denn,“ so sagten sie, „wenn die Ehrwürdige Mutter so viel Geld ausgeben mußte, um uns zu besuchen, wollen wir auch einen kleinen Beitrag dazu geben.“ Man sieht, daß auch in den Bewohnern des dunklen Erdteiles ein gefühlsvolles, dankbares Herz schlägt. Möge doch bald allen diesen armen Eingeborenen das wahre Glaubenslicht leuchten!

Und wie sieht es auf unserer Station aus? Die Wohnungen sind sehr ärmlich und primitiv. Der liebe Heiland wohnt in einem Blechhause, das den Namen „Kirche“ nicht verdient. An die Sakristei schließt sich ein kleines Zimmerchen an, das den R. Pater Superior beherbergt. Ebenso ärmlich ist die Wohnung der Schwestern.

Die Tage sind heiß, die Nächte kalt. Im Winter gibt es leichten Frost, mitunter auch etwas Schnee; im Sommer schwere Gewitter, noch vor kurzem erschlug der Blitz drei Ochsen, welche in der Nähe des Drahtzaunes sich gelagert hatten, dazu vernichtet schwerer Hagel oft die Ernte.

Das Missionieren ist äußerst schwierig. Die Eingeborenen werden von den Europäern stets mehr verdrängt, so daß der Missionar immer weiter herumreisen muß, um seine Schäflein aufzusuchen. Er hat 20 verschiedene Nebenstationen, wo er seine Christen unterrichtet, ihnen die heiligen Sakramente spendet und den Gottesdienst hält. Einzelne Neuchristen sind 20—30 Meilen und auch noch weiter von der Hauptstation entfernt. Auf dieser letzteren befinden sich 70—80 Kostschüler, auch einige kleine Kinder und kranke Frauen.

Wir hielten uns nur drei Tage auf und reisten von hier wieder über Besters—Ladysmith zurück, um nach Ratschik zu kommen. Dabei berührten wir die Station Weenen, einen Platz, wo vor etwa 77 Jahren viele holländische Familien von dem grausamen Zulukönig Dingane hingemordet wurden. Dann kam Elandslaagte, dessen Name ebenfalls an die Not und das Elend erinnert, das unsere tapferen Holländer hier gelitten haben.

Auf manchen Hügeln sieht man noch Gräber und Denkmäler, deren Entstehen aus den Gefechten der Buren und Engländer stammt. Viel haben diese ersten Ansiedler hier durchgemacht, aber heute sind sie frei, und in jedem Wartesaal, in jedem Eisenbahnwagen ist die holländische Sprache ebenso vertreten wie die englische. Unsere letzte Station war Waschbank; dort holte uns ein zweirädiger, mit Mauleseln bespannter Wagen ab. Diese Tierchen waren aber nicht geneigt zum Laufen und der Fuhrmann selber konnte sie trotz seines vielen Treibens fast nicht dazu bringen. Er tröstete uns damit, daß die Esel wohl schneller laufen würden, wenn sie einmal auf die Ebene kämen, aber er hatte sich geirrt; nun dachte er, sie würden sich wenigstens auf der zweiten Hälfte des Weges beeilen, heim zu kommen. Doch nein, Esel sind Esel und ändern ihre Natur auch nicht unter der afrikanischen Sonne! Ob sich die beiden Langohre wohl schämten, weiß ich nicht, aber sie hielten oft den Kopf gesenkt und gingen langsam und bedenklich; ihr Ziel erreichten sie doch, denn sie brachten uns nach Ratschik gegen drei Uhr nachmittags.

Das ist eine unserer ältesten Stationen am Fuße eines hohen Berges, der ganz vom Urwald bedeckt ist und Hlatikulu (d. h. großer Wald) genannt wird. Hier hat die Mission eine große Kostschule und, etwa eine Stunde von der Station entfernt, eine Tageschule mit 70—80 Kindern.

Das Missionieren ist auch hier nicht leicht, weil die Christen in weiter Entfernung von einander wohnen. Katschik hat eine große, schöne Kirche, auch die Wohnhäuser sind besser eingerichtet als in St. Joseph. Es gibt hier gute Weideplätze, die Felder jedoch liegen sehr tief, insofgedessen die ausgestreckte Fläche bei den im Frühjahr eintretenden Regengüssen mehr einem See als einem Maisfeld gleicht; so hat im vergangenen Frühjahr erst der starke Regen und dann die anhaltende Dürre die diesjährige Ernte verdorben. Und die Frage, was die vielen armen Kinder essen sollen, weiß der hochwürdige Vater Superior heute noch nicht zu beantworten. Möge der liebe Gott weiter helfen, wie er bis jetzt geholfen hat.

Am 5. Mai traten wir die Rückreise an und kamen am nächsten Tag abends 6 Uhr nach Mariathal. Diese Station ist eine der ersten, welche noch von unserm hochseligen Vater Stifter (Abt Franz) gegründet wurden. Hier gibt es ebenfalls eine große Kostschule und, einige Stunden von der Station entlegen, noch drei Tageschulen. In der Nähe von Mariathal wird für unsere alten und franken Schwestern ein Sanatorium gebaut; hier ist ein sehr gesundes Klima: gute Luft, im Sommer nicht zu heiß und im Winter nicht zu kalt. In Natal kann man nämlich drei verschiedene Klimazonen unterscheiden: an der Küste herrscht große Hitze, im Zentrum gemäßigtes Klima und in der Nähe der Drakensberge, gegen Westen, nicht selten Eis und Schnee. Nicht weit vom Sanatorium ist ein kleines Städtchen, Tzopo genannt. Es ist hier ziemlich guter Boden, auf welchem mit Vorliebe das Wattelholz wächst, wenn es gut gepflegt wird; die Farmer pflanzen große Wälder davon an; die Rinde wird zum Gerben verwendet und das Holz dient für provisorische Bauten und als Brennmaterial. Auch Obst und Wein und vielerlei Gemüse gedeihen hier. Urwälder gibt es in dieser Gegend nicht; die schwarze Hausfrau holt ihr Brennholz auf der Station oder beim Farmer und trägt es auf dem Kopfe heim in ihre Hütte.

(Fortsetzung folgt.)



Heiteres.

Die Schwester macht die Runde bei ihren Schülerinnen in der Stickerei. Anna hat ihr erstes Blümchen in der Arbeit und naddelt emsig darauf los. „Aber Kind,“ sagte die Schwester, „die Blume wird ja so rauh wie Esaus Hand!“ „Ja, Schwester,“ war die prompte Antwort, „das ist auch mein Erstgeborner!“